



Martin Conrath

DER SCHMERZ SAMMLER

Serienmörder-Thriller

be
THRILLED

war sie fast schon im Bereich einer repräsentativen Befragung, auch wenn Fellmis nur darüber lachte. Aber Fran war keine Studie bekannt, die auch nur annähernd eine so große Datenbasis vorweisen konnte wie die ihre. Oft stützten sich soziologische und religiöse Studien auf ein paar Dutzend Auskunftswilliger. Sie hatte die Konsequenzen daraus gezogen und war Monate kreuz und quer durch Deutschland gereist, hatte ihren Urlaub geopfert und eigenes Geld, denn der Etat für Dienstreisen war schneller erschöpft gewesen, als ein Eimer Wasser durch ein Sieb lief. Ihr fiel ein, dass sie nicht in Hamburg gewesen war. Landauf und landab hatte sie mit den unterschiedlichsten Gruppierungen gesprochen, hatte es geschafft, bei den allermeisten das Misstrauen zu zerstreuen, das viele den Behörden gegenüber zu Recht hegten: Die großen Kirchen bekämpften natürlich jede Form des Satanismus, die Polizei vor Ort war oft hilflos und kriminalisierte harmlose Jugendliche. Aber nicht alle waren harmlos und hatten eine weiße Weste. Vor einiger Zeit war eine neue Gruppierung aufgetaucht, die die Grenzen des Üblichen klar überschritt. Bisher hatte sie nur Phantome ausmachen können, und bis jetzt war außer schwerer Tierquälerei noch keine Straftat ans Licht gekommen. Aber in der Szene gab es Unruhe. Auf die Spur gekommen waren sie diesem satanischen Zirkel durch einen Zufall.

Ein fünfzehnjähriger Schüler aus München hatte mit seinem Handy Teile einer schwarzen Messe gefilmt. Personen waren nicht zu identifizieren, aber es war zu sehen, wie ein Huhn, eine Katze und ein Hund rituell von einer Person in Satanskostüm auf einem Stein, der eindeutig den Altar darstellte, geschlachtet wurden. Dem Huhn wurde der Kopf zertrümmert, der Katze die Kehle durchgeschnitten, und dem armen Hund wurden bei lebendigem Leibe die Därme herausgerissen, nachdem man ihm die Schnauze zugebunden hatte. Da hatte es der Amateurfilmer mit der Angst zu tun bekommen und war abgehauen. Ein paar Wochen später hatte er dann auf dem Schulhof mit dem Video angegeben, ein Lehrer hatte ihn erwischt und sofort die Polizei eingeschaltet. Der Tatort war natürlich längst von jeglichen verwertbaren Spuren befreit, die Presse hatte eine Schlagzeilenorgie veranstaltet, und seitdem hatte man nichts außer ein paar Gerüchten über die Gruppe gehört.

Die Sekte war vorsichtig, wollte keine Öffentlichkeit, wollte unter sich bleiben. Das waren keine spätpubertierenden Hobby-Satanisten, die ihren Gesellschaftsprotest auslebten, das waren Überzeugungstäter. Wie schmal war der Grat, auf dem sie sich bewegten? Was war nötig für die Eskalation, was musste in der Gruppe vorgehen, damit sie anstatt eines Tieres einen Menschen auf dem Altar schlachteten?

Ja, Fran wünschte sich mehr Geld und mehr Ansehen – aber nicht zu dem Preis eines ermordeten Menschen.

Sie erfasste noch zwei Bögen, dann sicherte sie die Daten, fuhr ihren Rechner herunter und verließ ihr Büro. Wie so oft war sie die Letzte.

Sie sprang auf ihr Fahrrad, fuhr hinüber zum Kirchplatz, ein Umweg, aber dort konnte sie die 712 abpassen, um sich mit ihr zu messen. Die Straßenbahn brauchte neun Minuten bis zur Hellriegelstraße, das machte eine Durchschnittsgeschwindigkeit von dreiundzwanzig Kilometern pro Stunde. Kein Problem für Fran, aber sie hatte sich zur Regel gemacht, die Verkehrsvorschriften zu beachten, und das hieß bei Rot stehen bleiben, auch wenn die 712

an ihr vorbeizog. An der Kreuzung Südring/Aachener Straße verlor sie zwei Minuten und musste an ihre Grenzen gehen, um wieder aufzuholen. Zeitgleich kam sie mit der 712 am Wendekreis Hellriegelstraße an, winkte dem Fahrer zu, der ebenfalls freundlich grüßte, und fuhr weiter bis zum Deich.

Sie trug das Fahrrad in den Keller, nahm bis in den dritten Stock zwei Stufen auf einmal, grüßte Frau Kowalaczek, die sich mit ihren Einkaufstüten die Treppe hochquälte, aber auf Hilfe verzichtete, weil sie abnehmen wollte.

Fran atmete ein paar Mal tief durch, kramte den Schlüssel aus ihrem Rucksack, wollte ihn gerade ins Schloss stecken, als sie stutzte. Sie beugte sich zum Schließzylinder hinunter: Kratzspuren, die heute Morgen noch nicht da gewesen waren. Sie schreckte hoch, schaute sich um, aber es gab nichts zu sehen. Vielleicht hatte sie heute Morgen am Schloss rumgefummelt und die Kratzer hinterlassen? Nein, sie war sich sicher, da war heute Morgen nichts gewesen. Nahm das denn kein Ende? Mit einer schnellen Bewegung schloss sie auf, huschte in den Flur und drückte die Tür wieder zu. Sie legte den Rucksack auf das geölte Birkenparkett und lauschte angestrengt. Nichts. Sie inspizierte alle Zimmer, aber niemand war hier. Du bist paranoid, dachte sie. Die Sache ist erledigt, vorbei, Geschichte.

Sie legte Mozarts *Requiem* in den CD-Player, drehte die Lautstärke auf, stellte sich zwanzig Minuten unter die Dusche, machte sich einen Salat, zum Nachtschiff gönnte sie sich einen Fruchtjoghurt, sie musste auf ihre Figur achten, das Kantinenessen schlug unheimlich schnell an. Der letzte Akkord des *Requiem*s verklang, Fran schaute auf die Uhr. Einundzwanzig Uhr zwölf. Es war schon wieder später geworden, als sie es gewollt hatte. Es begann zu dämmern, und mit dem schwindenden Licht verflog auch ihre gute Laune.

Würde sie anders leben, wenn hier jemand wäre, der sie erwartete? Sie musste kurz an Albert Neusen denken, ein wirklich sympathischer Kollege. Vielleicht sogar Kinder? Ihre Kinder und ein Mann, der nicht unbedingt der Erzeuger sein musste? Ein Ziehen fuhr ihr durch den Unterleib. Kinder? Um Gottes willen, nein. Das Ziehen wuchs sich zum Schmerz aus. »Verdammt«, flüsterte Fran. Nicht schon wieder, denk an etwas anderes, los, mach schon. Aber die Erinnerungen begannen sie mit Blut zu überschwemmen.

*

Ich muss mich beeilen. Der Stau hat mich viel Zeit gekostet. Friedel könnte wach werden, bevor ich bei ihm bin, und das möchte ich vermeiden. Obwohl ich das Mittel präzise dosiert habe, Körpergewicht, Alter und Konstitution berücksichtigt habe, weiß ich nie ganz genau, wann sie wieder aufwachen. Es gibt immer eine Grauzone, manchmal sind es zehn Minuten, einmal war es eine ganze Stunde, die mein Gast zu früh aufgewacht und fast wahnsinnig geworden war, ich habe einen ganzen Vormittag gebraucht, um ihn wieder hinzubekommen, damit er eine gute Leistung bringen konnte. Ich bin kein Anästhesiarzt und muss mich auf die Angaben meines Lieferanten verlassen, der mich bisher immer hervorragend beraten hat. Er ist zuverlässig und stellt keine Fragen. Zweifelsfrei hat er sich sein Geld redlich verdient. Und er ist sicher, da wir das Geschäft anonym abwickeln. Ich hinterlege in einem hohlen Stamm Geld, so wie früher, als wir noch Räuber und Gendarm gespielt haben, er nimmt das Geld und hinterlegt die Narkose- und Aufwachmittel. Die

Mittel wirken hervorragend, bis jetzt ist mir noch keiner wegen der Betäubung abgegangen. Das wäre äußerst unangenehm, denn jeder Kandidat kostet viel Geld, Zeit und Energie, und meine Ressourcen sind nicht unbegrenzt.

Kristin stellt keine Fragen. Ich habe gesagt, ich bin wandern. Alles in allem bin ich wirklich ein Glückspilz. Kristin, meine Frau, und meine beiden Töchter Hella und Veronika lassen mir alle Freiheiten, die ich brauche. Sie haben ja auch keine Wahl, schließlich bin ich der Boss in der Familie und werde es immer sein. Die Starken müssen führen, die Schwachen gehorchen. Das ist sinnvoll.

Meinen Wagen lasse ich auf dem Parkplatz stehen, gut versteckt zwischen den anderen Spießerkisten, ich trage dieselbe Freizeituniform wie die anderen, niemand würde sich an mich erinnern. Bis zu meinem Refugium brauche ich bei mittlerem Jogging-Tempo etwa zwanzig Minuten. Wenn ich ankomme, bin ich schön warmgelaufen. Ich checke, ob jemand in der Nähe ist, dann entschärfe ich die Bombe an der Falltür und steige hinab in die real existierende Hölle. Ich schalte die Bombe wieder scharf und entschärfe die Zugangstür zum Flur, der Hebel quietscht, ich schmiere ihn sofort, das muss sein, ich kann Unordnung nicht ertragen, und eine quietschende Tür ist der Gipfel der Unordnung.

Danach gehe ich sofort ins Tonstudio, dritte Tür rechts; grüne, gelbe und rote LEDs leuchten oder blinken an den verschiedenen Geräten.

Hinter der Scheibe, die das Studio vom Aufnahmerraum schalldicht trennt, liegt Friedel und schläft. Sein Körper ist von einem leichten Schweißfilm bedeckt, das mag daran liegen, dass ich die Temperatur im Raum auf neunundzwanzig Grad eingestellt habe. Er darf mir auf keinen Fall unterkühlen. Ich bewundere seine Sehnen und Muskeln, vor allem die Bauchmuskulatur ist wichtig, denn damit presst er die Luft durch seine Stimmbänder. Der Beutel mit Kochsalz- und Nährflüssigkeit ist noch halb voll, das Herz schlägt ruhig, die Atemfrequenz ist normal, doch das wird sich bald ändern.

Mein Handy vibriert. Der Dienstleiter. Verdammte Scheiße! Ich gebe mir selbst eine Ohrfeige. »Du sollst nicht fluchen!«, sage ich streng. Es hilft nichts, ich muss ran, wieder sind ein paar krank geworden, der Personalplan steht kurz vor dem Kollaps. Ich sage, dass ich in einer Dreiviertelstunde da bin, betrachte das Handy, würde es am liebsten an die Wand werfen. Aber wenn ich Bereitschaft habe, muss ich erreichbar sein, deswegen habe ich mir einen Umsetzer für das Mobilnetz installiert, ansonsten hätte ich hier unten keinen Empfang, die meterstarken Betonwände schlucken alles.

Ich säubere Friedel, leere den Kotbehälter, dann verpasse ich ihm noch eine anständige Dosis, damit er nicht aufwacht, bevor ich wiederkomme. Hoffentlich wacht er überhaupt wieder auf! Ich beobachte noch ein paar Minuten die Kontrollgeräte. Er bleibt stabil.

Ab morgen habe ich reguläre Wechselschicht, da bleibt das Handy aus.

Genieß deinen Schlaf, kleiner Friedel. In vierundzwanzig Stunden heißt es: »Ran an den Speck!«, dann heißt es: »Schrei um dein Leben!«

5. Dienstag

Lars Rüttgen warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war kurz vor drei Uhr, die Nacht war weit fortgeschritten, es wurde Zeit. Er wandte sich an Marvin, seinen Adepten der ersten Stufe. »Hast du es?«, flüsterte er und fuhr sich mit der rechten Hand durch seinen roten Bart.

Es musste die Rechte sein, er hatte lange gebraucht, bis er sich daran gewöhnt hatte, denn eigentlich war er Linkshänder, aber es brachte Unglück, sich mit der Linken durch den Bart zu fahren.

Heute Morgen hatte er die Länge gemessen. Es waren, wenn er die widerspenstigen lockigen Barthaare glättete, elf Komma sechs Zentimeter. Noch zehn Zentimeter, dann hatte er sein Ziel erreicht. Zumindest, was seine Kinntracht anging. Sein Kopfhaar reichte ihm bereits bis zur Unterkante seiner Schulterblätter, und da er fast zwei Meter maß, ohne Schuhe, war das schon ganz anständig. Nicht schlüssig war er sich darüber, ob die Mischung aus Kieselerde und Zink, die er jeden Tag nahm, den Wuchs beschleunigte. Und ob es wirklich half, nur bei zunehmendem Mond die Spitzen zu schneiden.

»Hast du es?«, wiederholte er, griff seinen Adepten an den Schultern und drehte ihn zu sich. »Hat es dir die Sprache verschlagen? Was ist los?«, zischte er, bemüht, nicht zu laut zu werden.

Er musterte Marvin, der vor sich hin stierte und kein Wort sagte. Der Kerl sah echt gut aus, so ein bisschen wie James Dean, und trotzdem hatte er bei den Mädchen kein Glück. Das musste daran liegen, dass Marvin etwa so gesprächig war wie ein Goldfisch. Er selbst, Lars Rüttgen, Sohn hässlicher Eltern, hatte schon viele Mädchen gehabt, und das lag nicht an seiner Knollennase, seinen überbreiten Wangenknochen und seinen Fleischerhänden. Es lag daran, dass er wusste, was Frauen wollten, zumindest eine ganz bestimmte Art von Frauen. Marvin war sogar noch Jungfrau, das hatte er ihm in einer Beichtstunde gestanden, und Lars hatte daraufhin beschlossen, diesen Zustand zu beenden, denn als Jungfrau konnte Marvin auf keinen Fall Adept der zweiten Stufe werden. Sein Schüler wusste noch nichts von seinem Glück, ebenso wenig wie Johanna, die er für den Initiationsritus ausgewählt hatte. Sie war Single, definitiv Jungfrau und sicher nicht abgeneigt, den schönen Marvin in die Künste der Fleischeslust einzuführen, natürlich unter strenger Aufsicht ihres Meisters und Hohepriesters Amothep des Großen alias Lars Rüttgen. Seine Lenden pulsierten bei dem Gedanken an Johanna und Marvin, die auf dem Altar der Church of XXXL ihre Körper vereinen würden.

Johanna war zurzeit in England, machte ein dreiwöchiges Praktikum in einem Hotel an der Südküste, in einem kleinen Touristenort namens Sidmouth. Am Wochenende erwartete er sie zurück. Sie hielten per E-Mail Kontakt, er wusste, dass er seine Schäfchen nicht von der Leine lassen durfte. Doch heute Abend stand etwas anderes auf dem Programm.

Lars riss Marvin den Beutel aus der Hand, der lebendig zu sein schien, denn ständig beulte er sich an verschiedenen Stellen aus. Das Huhn, das in dem Beutel steckte, schien zu

ahnen, was ihm bevorstand, denn normalerweise fielen Hühner in der Dunkelheit in eine todesähnliche Starre.

Marvin zuckte, als sei eine Kobra auf ihn losgegangen, dann stutzte er, presste sich die Hand vor die Nase, zog ein Papiertaschentuch aus der Tasche und prustete hinein.

Lars konnte es nicht fassen. Es gab Menschen, die sich vor Angst in die Hose machten, Marvin musste niesen, wenn er sich fürchtete. Lars lauschte in die Dunkelheit, aber nichts rührte sich, sie hatten Glück gehabt.

Supay-Kim und Lilith-Jana waren mitgekommen, sie würden das Blutritual mit ihm vollziehen. Beide hatten ihre Prüfungen zum Adepten der vierten Stufe mit Bravour bestanden, beide waren würdig. Vielleicht sollte er es Kim überlassen, das Huhn zu opfern, und Jana würde etwas von ihrem eigenen Blut beisteuern. Ja, das war eine gute Idee. Aber er musste zuerst nachsehen, ob Jana sich in der letzten Zeit nicht zu viel geritzt hatte.

Sie war eher der intellektuelle Typ, sie studierte Jura, trug Brille, obwohl sie genauso gut Kontaktlinsen hätte tragen können. Ihr rundes Gesicht war eingerahmt von glatten braunen Haaren, selten lachte sie, selten geriet ihre Mimik aus dem Gleichgewicht.

Der Beutel in Lars' Hand begann wieder zu zappeln. Schnell öffnete er ihn ein Stück, und schon schoss der Kopf des Huhns hervor, das gierig Luft durch die kleinen Öffnungen in seinem Schnabel sog, der mit einem Draht zusammengehalten wurde. Er nickte Marvin zu, der seinen Kopf noch tiefer senkte und seine Schultern hochzog, als wolle er den Kopf im Hals verschwinden lassen.

Die Nacht war auf ihrer Seite. Wolken verdeckten den Himmel, es war diesig, die Temperaturen lagen um die zehn Grad. Niemand trieb sich freiwillig um drei Uhr in der Nacht auf einem Friedhof herum. Der Nachtwächter hatte gerade seine Runde beendet und war auf dem Weg zurück in seine warme Stube. Sie hatten eine Viertelstunde.

Er deutete auf Jana, sie beugte sich zu ihm herüber, der Duft von Äpfeln stieg ihm in die Nase. »Zeig mir deine Arme.«

Sie warf den schwarzen Samtumfang zurück, der als Zeichen ihres Standes mit einer mattgoldenen Borte gesäumt war, schob die Ärmel ihres Sweatshirts nach oben und hielt ihm die Innenflächen ihrer Unterarme entgegen.

Mit dem Zeigefinger fuhr er vom Ellenbogen hinab zu den Handgelenken und spürte auf beiden Seiten die sanften Hügel der Narben, die jahrelanges Ritzen hinterlassen hatte. Seit Jana bei ihm in die Lehre ging, seit er sie darüber aufgeklärt hatte, dass ihr Schicksal nicht unveränderlich feststand und dass Gott und Jesus und all das die Erfindung von Männern war, denen es nur um Macht ging, hatte sie sich nur noch selten geritzt. Allerdings hatte sie jetzt ständig Ärger mit ihrer Mutter, die brav jeden Sonntag in die Kirche tapste und sich von den Pfaffen Gift ins Ohr träufeln ließ.

Er fand keine frische Wunde, ein Zeichen, dass sie ihrem Meister gegenüber echten Gehorsam übte. Lars wusste, wie schwer es war, den Drang zu unterdrücken, sich das Messer langsam über die Haut zu ziehen, zuzusehen, wie das Blut hervorquoll, und den Schmerz zu genießen. Seine eigenen Narben begannen zu pochen, er biss sich auf die Zunge, um nicht sofort die Klinge zu ziehen und sich eine schöne lange Blutlinie zu ziehen. Einen Moment musste er sich konzentrieren, dann flüsterte er: »Du wirst dein Blut mit dem Blut des Tieres mischen.«